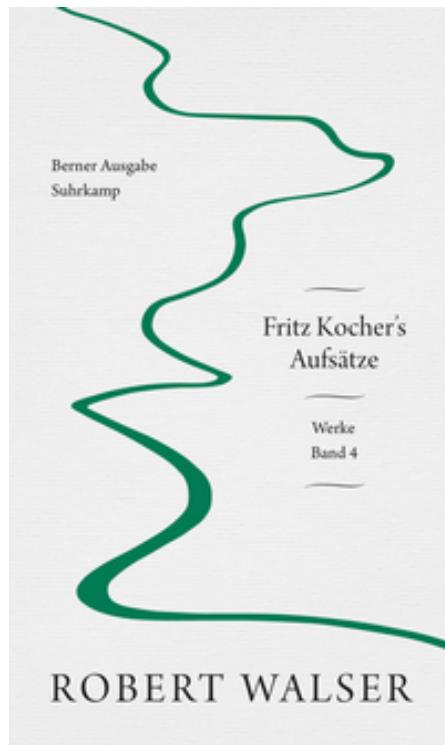


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Walser, Robert
Werke. Berner Ausgabe

Band 4: Fritz Kocher's Aufsätze

Mit Illustrationen von Karl Walser. Herausgegeben von Dominik Müller und Peter Utz

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42969-3

SV

Robert Walser

Werke
Berner Ausgabe

Herausgegeben von Lucas Marco Gisi, Reto Sorg, Peter Stocker
und Peter Utz, im Auftrag der Robert Walser-Stiftung Bern

Band 4

Robert Walser Fritz Kocher's Aufsätze

Herausgegeben von Dominik Müller und Peter Utz

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2020

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Brian Barth

Satz: Satz-Offizin Hümmel GmbH, Walsbüttelbrunn

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42969-3

Inhalt

Fritz Kocher's Aufsätze	7
Einleitung	9
Der Mensch	9
Der Herbst	11
Die Feuersbrunst	13
Freundschaft	15
Armut	16
Die Schule	18
Höflichkeit	20
Die Natur	21
Freithema	23
Aus der Phantasie	25
Der Beruf	26
Das Vaterland	28
Mein Berg	30
Unsere Stadt	31
Weihnacht	33
Als Ersatz eines Aufsatzes	35
Jahrmarkt	36
Musik	38
Der Schulaufsatz	40
Die Schulkasse	41
Der Commis. Eine Art Illustration	44
Karneval	44
Immer noch Verkleidung	46
Gelage	47
Ein neuer Gesellschafter	49
Stumme Minuten	50
Ein Brief zum Besten	51
Lebendes Bild	53
Traum	54

Erklärung	56
Ein Maler	58
Der Wald	78
Editorische Notiz	92
Kommentar	95
Entstehung, Überlieferung und Rezeption	97
Detailkommentar	101
Nachwort	113
Werkprofil <i>Fritz Kocher's Aufsätze</i>	115
Karl Walser als Buchillustrator	119
Anhang	131
Abbildungen	133
<i>Fritz Kocher's Aufsätze</i>	133
Zeitungserstdruck	133
Buchausgabe, Umschläge und Innentitel	134
Buchausgabe, Illustrationen	138
Illustrationen von Karl Walser zu Werken Dritter .	162
Illustrationen zu weiteren Werken von Robert Walser	164
Dank	176
Literaturverzeichnis	177

Fritz Kocher's Aufsätze

Mitgeteilt von Robert Walser



Einleitung

Der Knabe, der diese Aufsätze geschrieben hat, ist kurz nach seinem Austritt aus der Schule gestorben. Ich hatte einige Mühe, seine Mutter, eine verehrungswürdige, liebe Dame, zu bewegen, mir die Stücke zur Veröffentlichung zu überlassen. Sie hing be-
greiflicherweise sehr an den Blättern, die ihr eine wehmütig-süße Erinnerung an den Sohn sein mußten. Nur die Versicherung meinerseits, daß ich die Aufsätze ganz unverändert, so wie ihr Fritz sie geschrieben, drucken lassen wolle, gab sie mir endlich in die Hände. Sie mögen vielen an vielen Stellen unknabenhaf und an vie-
len andern Stellen zu knabenhaf erscheinen. Aber ich bitte, zu bedenken, daß meine Hand daran nichts geändert hat. Ein Knabe kann sehr weise und sehr töricht fast im selben Moment reden: so die Aufsätze. Ich verabschiedete mich von des Knaben Mutter mit so artigem Dank, als ich aufbringen konnte. Sie hat mir allerlei
Züge aus dem Leben des Burschen erzählt, die mit den Zügen sei-
ner Schularbeiten, die hier vorliegen, anmutig übereinstimmen.
Er hat früh sterben müssen, der lustige und ernste Lacher. Seine Augen, die gewiß groß und glänzend waren, haben von der gro-
ßen Welt, nach der er sich hinausgesehnt hat, nichts sehen dürfen. Dafür ist es ihm vergönnt gewesen, in seiner kleinen hell zu sehen,
was gewiß der Leser bestätigen wird, wenn er die Aufsätze liest.

Adieu, mein Kleiner! Adieu Leser!

Der Mensch

Der Mensch ist ein feinfühliges Wesen. Er hat nur zwei Beine, aber ein Herz, worin sich ein Heer von Gedanken und Empfindungen wohlgefällt. Man könnte den Menschen mit einem wohl-angelegten Lustgarten vergleichen, wenn unser Lehrer dergleichen Anspielungen erlaubte. Der Mensch dichtet zuweilen und in diesem höchsten edelsten Zustand nennt man ihn einen Dich-
30

ter. Wenn wir alle wären, wie wir sein sollten, nämlich, wie es Gott uns gebietet, zu sein, so wären wir unendlich glücklich. Leider geben wir uns mit unnützen Leidenschaften ab, die nur zu bald unser Wohlbefinden untergraben und unserm Glück ein Ende machen. Der Mensch soll in allen Dingen über seinem Kollegen, dem Tier, stehen. Aber sogar ein dummer Schüler kann täglich Menschen beobachten, die sich benehmen, als wenn sie unvernünftige Tiere wären. Die Trunksucht ist eine bildhäßliche Sache: warum ergibt sich der Mensch ihr? Offenbar, weil er bisweilen die Notdurft verspürt, seinen Verstand in den Träumen zu ertränken, die in jeder Art Alkohol schwimmen. Solche Feigheit ziemt einem so unvollkommenen Ding, wie der Mensch ist. Wir sind in allem unvollkommen. Unsere Unzulänglichkeit erstreckt sich auf alle Unternehmungen, die wir betreiben und die so herrlich wären, wenn sie nicht von der bloßen Habgier ausgingen. Warum müssen wir so sein? Ich habe einmal ein Glas Bier getrunken, aber ich werde nie mehr wieder eins trinken. Wozu führt das? Zu edlen Bestrebungen gewiß nicht. Hier verspreche ich es laut: ich will ein braver zuverlässiger Mensch werden. An mir soll alles Groß und Schöne einen ebenso warmen Nachahmer als Beschützer finden. Ich schwärme heimlich für die Kunst. Aber seit eben diesem Augenblick schon nicht mehr heimlich, denn jetzt hat es meine Unbefangenheit ausgeplaudert. Mag ich dafür exemplarisch bestraft werden. Was hindert eine edle Denkungsart am frei Bekennen? Nichts jedenfalls weniger als in Aussicht gestellte Prügel. Was sind Prügel? Vogelscheuchen, die Sklaven und Hunde schrecken. Mich schreckt nur ein Gespenst: die Niedrigkeit. Ach, ich will so hoch steigen, als es einem Menschen vergönnt ist. Ich will berühmt werden. Ich will schöne Frauen kennen lernen und sie lieben und von ihnen geliebt und gehätschelt sein. Nichtsdestoweniger werde ich nichts von elementarer Kraft (Schöpfungskraft) einbüßen, vielmehr werde und will ich von Tag zu Tag stärker werden, freier, edler, reicher, berühmter, kühner und tollkühner. Für diesen Stil habe ich eine Fünf verdient. Aber ich erkläre: Dies ist dennoch mein bester Aufsatz, den ich jemals ge-

schrieben habe. Alle seine Worte kommen aus dem Herzen. Wie schön ist es doch, ein zitterndes empfindliches wählerisches Herz zu haben. Das ist das Schönste am Menschen. Ein Mensch, der sein Herz nicht zu bewahren weiß, ist unklug, denn er beraubt sich einer unendlichen Quelle süßer unversiegender Macht, eines Reichtums, den er vor allen Geschöpfen der Erde voraus hat, einer Fülle, einer Wärme, die er, wenn er Mensch bleiben will, nie wird entbehren können. Ein herzlicher Mensch ist nicht nur der beste, sondern auch der klügste Mensch, denn er hat etwas, was ihm keine noch so geschäftige Klugheit geben kann. Ich wiederhole noch einmal, ich will mich nie betrinken; will mich nicht auf das Essen freuen, denn das ist garstig; will beten und noch mehr arbeiten, denn mir scheint, das Arbeiten ist schon ein Beten; will fleißig sein, und denen gehorchen, die es verdienen, daß man ihnen gehorcht. Eltern und Lehrer verdienen es ohne Frage. Dies ist mein Aufsatz.

Der Herbst

Wenn der Herbst kommt, fallen die Blätter von den Bäumen an den Boden. Ich müßte es eigentlich so sagen: Wenn die Blätter fallen, ist es Herbst. Ich habe es nötig, mich im Stil zu verbessern. Letztes Mal bekam ich die Note: Stil erbärmlich. Ich gräme mich darüber, aber ich kann es nicht ändern. Der Herbst ist mir lieb. Es wird frischer in der Luft, die Dinge auf der Erde sehen mit einem Male ganz anders aus, die Morgen sind glitzernd und prächtig und die Nächte sind so herrlich kühl. Gleichwohl spazieren wir, bis es sehr spät wird. Der Berg über der Stadt zeigt schöne Farben und man wird traurig, wenn man denkt, daß diese Farben das Zeichen zu einer allgemeinen Farblosigkeit geben. Bald wird Schnee fliegen. Ich liebe auch den Schnee, wenn es auch unangenehm ist, mit kalten nassen Füßen drin lange zu waten. Aber wozu gibt es nachher warme Filzschuhe und geheizte Zimmer? Mich dauern nur die armen Kinder, von denen ich weiß, daß sie zu Hause keine

warmen Zimmer haben. Wie schrecklich muß das Herumfrieren sein. Ich würde keine Aufgaben machen, ich würde sterben, ja, trotzig sterben, wenn ich arm wäre. Wie die Bäume jetzt aussehen! Ihre Äste stechen wie feine scharfgeschliffene Degen in die graue
5 Luft, man sieht Raben, die man sonst nie sieht. Man hört keine Vögel mehr singen. Die Natur ist doch herrlich. Wie sie die Farben ändert, das Gewand wechselt, Masken aufsetzt und wieder abnimmt! Es ist wunderschön. Wenn ich ein Maler wäre, und es ist nicht ausgeschlossen, daß ich einer werde, da ja der Mensch
10 seine Bestimmung nicht kennt, so würde ich am leidenschaftlichsten ein Herbstmaler. Ich fürchte nur, daß alsdann meine Farben nicht ausreichen werden. Vielleicht verstehe ich das noch zu wenig. Und warum mir überhaupt wegen etwas Sorgen machen, das noch erst kommen soll? Mich soll und muß doch nur der Augenblick innig beschäftigen. Wo habe ich diese Worte gehört? Irgendwo muß ich das gehört haben, vielleicht von meinem ältern Bruder, der ein Student ist. Es wird bald Winter werden, Schnee wird wirbeln, ach, wie ich mich darauf freue! Wenn alles so weiß ist, weiß man alles viel besser in der Stunde. Farben erfüllen zu sehr
15 das Gedächtnis mit allerlei krausem Zeug. Farben sind nur ein zu süßer Wirrwarr. Ich liebe das Einfarbige, Eintönige. Schnee ist so ein recht eintöniger Gesang. Warum sollte eine Farbe nicht den Eindruck des Singens machen können! Weiß ist wie ein Murmeln, Flüstern, Beten. Feurige, zum Beispiel Herbstfarben, sind
20 ein Geschrei. Das Grün im Hochsommer ist ein vielstimmiges Singen in den höchsten Tönen. Ist das wahr? Ich weiß nicht, ob das zutrifft. Nun, der Lehrer wird schon so freundlich sein und es korrigieren. – Wie alles in der Welt geht! Jetzt haben wir bald Weihnachten, bis zum Neujahr ist's ein kleiner Schritt, bis zum
25 Frühling auch nur wenige, und so geht alles immer in Schritten vorwärts. Ein Narr wäre man, wenn man sie zählen wollte. Ich rechne nicht gern. Im Rechnen bin ich schlecht, wenn ich auch ziemlich gute Noten habe. Ich werde nie ein Kaufmann werden, ich fühle das. Wenn mich nur meine Eltern zu keinem Kaufmann
30 geben! Ich würde davonlaufen, und was hätten sie dann? Habe ich
35

nun aber auch genügend vom Herbst gesprochen? Ich habe viel vom Schnee gefaselt. Das wird eine schöne Note ins Zeugnis geben, dieses Quartal. Noten sind eine dumme Einrichtung. Im Singen habe ich die Note eins und ich singe doch keinen Ton. Wie kommt das? Man sollte uns lieber Äpfel geben, statt Noten. ,
Aber da würden schließlich doch zu viel Äpfel verteilt werden müssen. Ach!

Die Feuersbrunst

Über die nachtdunkle Wiese schreitet ein einsamer Wanderer. Die Sterne, die über ihm leuchten, sind seine einzigen Begleiter. Er geht sinnend, plötzlich bemerkt er über seinem Kopf eine dunkle Röte am Himmel. Er hält still, besinnt sich und kehrt auf dem Wege, den er soeben gekommen, in die Stadt zurück: er weiß, Feuer ist ausgebrochen. Er beschleunigt seine Schritte, doch ist er zu weit von der Stadt entfernt, daß er eins zwei dort sein könnte. Wir lassen ihn schrittwechseln und sehen, wie sich die Bewohner der Stadt zu dem Feuer verhalten, das in ihrer Mitte schauerlich ausgebrochen ist. Ein Mann ist durch die stillen Gassen gesprungen und hat die Schläfer mit vielem Hornblasen geweckt. Jedermann erkennt den eigentümlich grausigen Ton des Feuerhorns. Alles, was aufspringen kann, springt auf, zieht sich an, reibt sich die Augen, besinnt sich, treibt sich auf die Beine und springt dann durch die Gassen, die unterdessen lebendig geworden sind, der Brandstätte zu. Diese befindet sich an der Hauptstraße und ist eines der bedeutendsten Häuser der Gemeinde. Das Feuer greift wild um sich. Es ist, als ob es hundert glatte sprunghafte Arme hätte. Die Feuerwehr ist noch nicht auf dem Posten. Die Feuerwehr ist überall langsam, besonders aber in unserer Stadt. Nun sollte sie aber denn doch lieber da sein, es wird ängstlich. Das Feuer, das wie alle wilden Elemente, keine Besinnung hat, tut ganz verrückt. Warum sind noch die zügelnden Menschenhände nicht in der Nähe? Müssen denn gerade in solcher

Schreckensnacht die Leute am läsigsten sein? Es stehen viel Menschen auf dem Platz. Wahrhaftig, ich und der Lehrer und alles, was nur zur Klasse gehört, ist da. Es staunt und gafft alles. – Jetzt endlich langt die Feuerwehr schlaftrunken, wie es scheint, an und beginnt ihre Verrichtungen. Diese bestehen vorläufig in einem recht unnützen Hin- und Herrennen und Hin- und Herrufen. Was soll all das Geschrei? Ein Befehl und ein stummes Gehorchen, das wäre doch viel besser. Das Feuer ist ein rasendes Feuer geworden. Weshalb hat man ihm müssen Zeit lassen, ein rasendes Feuer zu werden? Es frißt, es reißt, es zischt, es wütet, es ist wie ein glühender rorgefärbter Trunkenbold, der alles verwüstet und zertrümmert, was er nur ergreifen kann. Das Haus geht jedenfalls zu grunde. All die schönen kostbaren Waren, die darin aufgehäuft liegen, verbrennen: gleichviel, wenn nur keine Menschen zugrunde gehen. Aber es scheint fast, als sollte das Schrecklichste wahr werden. Eine Mädchenstimme schreit aus dem Rauch und Flammen geloder heraus. Du armes Mädchen! Die Mutter sinkt unten in der Straße in Ohnmacht. Ein Handlungsreisender hält sie. O wenn ich doch stark und groß wäre! Wie gerne würde ich den Flammen Trotz bieten und zu dem Mädchen als ein rettender Held hineinspringen! Ist kein Held da? Jetzt wäre Gelegenheit, sich als ein braver mutiger Mensch zu zeigen. Aber was ist das? Ein junger schlanker Mann in dürftiger Kleidung hat schon die Sprossen einer hohen Leiter erstiegen, steigt immer höher, in den Rauch, in die Glut hinein, wird wieder auf einen Moment fürchterlich sichtbar, verschwindet wieder und kehrt dann – o der Anblick, mit dem Mädchen auf dem einen Arm, und sich mit dem andern vorsichtig festhaltend, auf die Leiter zurück, kommt hinunter und gibt der Mutter, die unterdessen sich etwas erholt hat, die Tochter, die nun fast in Umarmungen erstickt wird, wieder. Welch ein Moment! O hätte ich der brave tapfere Mann sein können! O so ein Mann zu sein, so ein Mann zu werden! Das Haus brennt ganz nieder. Auf der Straße halten sich Mutter und Tochter umschlungen und der sie ihr gerettet hat, ist spurlos verschwunden.

Freundschaft

Welch eine kostbare Blume ist die Freundschaft. Ohne sie kann selbst ein starker Mensch nicht lange leben. Das Herz muß ein verwandtes vertrautes Herz haben, so ein Waldplätzchen, wo sich's ruhen und liegen und plaudern läßt. Man kann seinen Freund nie genug schätzen, wenn er ein wahrer Freund ist, und nicht schnell genug fliehen, wenn er uns als Freund betrügt. O es gibt falsche Freunde, deren Streben einzig darin besteht, zu verwunden, zu verletzen, zu zerstören! Es gibt Menschen, die nur deshalb so eifrig bemüht sind, unsere Freunde zu scheinen, um uns desto sorgloser und tiefer kränken und schaden zu können. Ich kenne keinen solchen Freund, aber ich kenne sie aus Büchern, deren Sprache gewiß wahr ist, da sie herzlich und verständlich geschrieben sind. Ich habe einen Freund, ich will ihn nicht nennen. Es genügt, daß ich ihn so sicher den meinigen, ganz den meinigen weiß. Wo gibt es ein Glück, eine Ruhe, ein Genießen, das diesem vergleichbar wäre? Ich kenne keines und keine. Nämlich keine solche Ruhe. Mein Freund denkt gewiß in dieser Stunde an mich, so gewiß, als ich seiner gedenke und erwähne. In seinem Aufsatz spiele ich ebensogut die Hauptrolle, wie er, der Gute, hier in meinem. O solcher Verkehr, solches Bündnis, solches Einverständnis, solches Fassen! Ich fasse es nicht, aber ich lasse es um so ruhiger um mich herum geschehen, als es gut ist und lieb. Wie lieb und gut, kann meine ungeübte Feder nicht ausdrücken. Das sollte ein Schriftsteller von Beruf schreiben, der nähme das anders in die Hand. Es gibt verschiedene Arten von Freundschaften, wie es verschiedene Arten von Treulosigkeiten gibt. Man soll nicht eines für das andere nehmen. Man soll nachdenken. Die einen wollen uns betrügen und hintergehen, aber sie können nicht, andere wünschen uns ewig treu zu sein und müssen uns verraten, halb wissenschaftlich, halb ohne ihren Willen. Wieder andere verraten uns, um uns zu zeigen, daß wir uns getäuscht haben, wenn wir sie unsere Freunde wähnten. Ich liebe solche Feinde. Sie lehren uns et-
15
20
25
30

was und sie hinterlassen uns keinen weitern Kummer als die Enttäuschung. Das ist allerdings ein großer Kummer! Wer möchte nicht einen Freund besitzen, den er zugleich lieben und schätzen kann! Beides, lieben und schätzen, sind für die wahre Freundschaft unentbehrliche Empfindungen. Man liebt ein Spielzeug, man braucht es nicht zu schätzen. Ja, man liebt Dinge, die man verachtet. Den Freund kann man nicht lieben und zugleich gering schätzen. Das geht nicht, wenigstens nicht nach meinen Empfindungen. Gegenseitige Achtung ist die Erde, in der eine so zarte Pflanze nur wachsen kann. Ich will lieber gehaßt als verachtet sein, lieber nicht geliebt, als so geliebt sein, wie man ist, wenn man zugleich mißachtet wird. Nichts kränkt einen edlen Menschen mehr als Mißachtung. Ein edler Mensch hat nur edle Menschen zu Freunden, und edle Freunde sagen es einem, wenn sie uns nicht mehr zu schätzen vermögen. Wahre Freundschaft ist demnach eine Schule der schönen und feinen Gesinnung. Und sich in dergleichen üben, ist ein Vergnügen, das über zehn, ja hundert andere Vergnügen hinausragt. O ich bin voll des Bewußtseins der Süßigkeit edler Freundschaft. Noch eins: spaßhafte und lächerliche Menschen haben Mühe, sich Freunde zu erwerben. Man traut ihnen nicht, und wenn sie Spötter sind, sind sie auch kein Vertrauen wert.

Armut

Arm ist man, wenn man mit zerrissener Jacke in die Schule kommt. Wer wollte dem widersprechen? Wir haben in unserer Klasse mehrere arme Knaben. Sie tragen zerfetzte Kleider, frieren an ihren Händen, haben unschöne, schmutzige Gesichter und unsaubere Manieren. Der Lehrer behandelt sie rauher als uns und er hat recht. Ein Lehrer weiß, was er tut. Ich möchte nicht arm sein, ich würde mich totschämen. Warum ist Armut eine solche Schande? Ich weiß es nicht. Meine Eltern sind wohlhabend. Papa hat Wagen und Pferde. Wenn er arm wäre, könnte er das

nicht haben. Ich sehe oft auf der Straße arme zerlumpte Frauen, und sie dauern mich. Arme Männer rufen dagegen eine gewisse Entrüstung in mir wach. Armut und Schmutz steht den Männern schlecht und ich habe kein Mitleid mit einem armen Manne. Für arme Frauen habe ich eine Art Vorliebe. Sie können so schön um eine Gabe bitten. Die Männer, die betteln, sind häßlich und verlegen und deshalb verabscheungswürdig. Es gibt nichts Häßlicheres als Betteln. Jede Art Bettelei zeugt von einem unsoliden unstolzen, ja sogar unredlichen Charakter. Ich möchte lieber auf der Stelle sterben, als den Mund zu einer ungeziemenden Bitte auftun. Es gibt ein Bitten, das über alles schön und stolz ist: jemand, den man liebt und den man gekränkt hat, um Verzeihung bitten. Zum Beispiel: Die Mutter. Seinen Fehler eingestehen und ihn durch eine demütige Haltung gutmachen, ist nichts weniger als verächtlich, sondern notwendig. Um Brot oder Hilfe betteln ist schlecht. Warum muß es arme Leute geben, die nichts zu essen haben? Ich finde, es ist eines Menschen unwürdig, seinen Mitmenschen um Nahrung oder Kleidung anzugehen. Notleiden müssen ist ebenso schrecklich wie verächtlich. Der Lehrer lächelt über meine Aufsätze, und wenn er dieses lesen wird, wird er doppelt lächeln. Was tut das! Arm sein? Heißt das, kein Vermögen haben? Ja, und Vermögen ist so notwendig zum Leben, wie atmen zum Springen. Wer außer Atem kommt, fällt auf der Straße um und man muß ihm beispringen. Möge man mir nur nie beispringen müssen! Die Armut habe ein Gutes, habe ich in Büchern gelesen, sie mache den Sinn der Reichen mildtätig. Aber ich sage, da ich doch auch meine eigene Stimme habe: sie macht ihn nur hart und grausam. Denn das Bewußtsein in den Herzen der reichen Leute, andere Menschen leiden zu sehen und es in seiner Macht wissen, ihre Lage verbessern zu können, macht sie hochmütig. Mein Vater ist mild und herzlich, gerecht und heiter, aber gegen arme Leute ist er hart und barsch, und alles, nur nicht milde. Er schreit sie an, und man merkt es, sie ärgern und belästigen ihn. Er spricht mit Ekel und mit einer Beimischung von Haß von ihnen. Nein, Armut hat nichts Gutes zum Gefolge. Armut macht die

meisten Menschen trüb und unfreundlich. Ich liebe die armen Knaben in unserer Klasse deshalb nicht, weil ich fühle, daß sie mit Neid meine hübsche Kleidung betrachten und mit Schadenlust meine Mißerfolge in der Stunde. Sie können nie meine Freunde werden. Ich fühle nichts für sie, weil ich sie bedaure. Ich achte sie nicht, weil sie mich ohne Ursache feindlich ansehen. Und haben sie Ursache — ja, da ist leider die Stunde schon aus.

Die Schule

»Über den Nutzen und die Notwendigkeit der Schule« so lautet 10 das Thema an der Wandtafel. Ich behaupte, die Schule ist nützlich. Sie behält mich sechs bis acht Stunden im Tag zwischen ihren eisernen oder hölzernen Klauen (Schulbänke) und behütet meinen Geist, in Liederlichkeiten auszuarten. Ich muß lernen, das ist vortrefflich. Sie bereitet mich auf das bevorstehende öffentliche 15 Leben vor: das ist noch besser. Sie ist da und ich liebe und verehre Tatsachen. Ich gehe gern zur Schule und verlasse sie gern. Das ist die schönste Abwechslung, die ein unnützer Schlingel verlangen kann. In der Schule wird ein Maßstab an jedermanns Kenntnisse gelegt. Jetzt gelten keine Unterschiede mehr. Der ärmste Bengel 20 hat das Recht, am reichsten an Kenntnissen und Begabung zu sein. Niemand, nicht einmal der Lehrer, wehrt ihm, sich auszuzeichnen. Alles hat Respekt vor ihm, wenn er glänzt; alles schämt sich seiner, wenn er unwissend ist. Ich finde, das ist eine hübsche Einrichtung, so den Ehrgeiz zu reizen und einem zu gestatten, um 25 die Bewunderung der Kameraden zu buhlen. Ich bin fürchterlich ehrgeizig. Nichts beglückt so sehr meine Seele, als das Gefühl, den Lehrer mit einer klugen Antwort überrascht zu haben. Ich weiß, daß ich einer der besten Schüler bin, aber ich zittere beständig vor dem Gedanken, daß ein noch Geschickterer mich überflügeln könnte. Dieser Gedanke ist heiß und aufregend wie die Hölle. Das ist der schöne Nutzen der Schule, sie strengt an, sie regt auf, sie setzt in Schwung, sie hätschelt die Einbildungskraft, sie

ist der Vorsaal, gleichsam das Wartezimmer zum Leben. Nichts, das besteht, ist nutzlos. Die Schule am allerwenigsten ist es. Nur faule und deswegen oft bestrafte Schüler können zu dieser Idee kommen. Mich wundert überhaupt, daß man uns eine solche Frage vorlegt. Schüler können eigentlich nicht über den Nutzen und die Notwendigkeit der Schule, in der sie selbst noch stecken, reden. Über so etwas sollten ältere Leute schreiben. Etwa der Lehrer selbst, oder mein Vater, den ich für einen weisen Mann halte. Die Gegenwart, die einen singend und lärmend umgibt, ist in keine genügende Form schriftlich zu fassen. Man kann allerlei plappern, ja; ob aber das Mischmasch (ich verzeihe mir die Ungezogenheit, womit ich meine Arbeit tituliere), das man schreibt, etwas spricht und bedeutet, ist eine Frage. Die Schule ist mir lieb. Ich gebe mir Mühe, das gutwillig zu lieben, das mir einmal aufgedrungen ist, und von dessen Notwendigkeit man mich von allen Seiten stumm überzeugt hat. Die Schule ist das unentbehrliche Halsband der Jugend, und ich gestehe, der Schmuck ist ein kostbarer. Wie würde man den Eltern, den Handwerkern, den Passanten auf der Straße, den Besitzern von Kaufläden zur Last fallen, wenn man nicht in die Schule gehen müßte! Womit wollte man sich die Zeit vertreiben, wenn nicht mit Aufgaben! Streiche verüben wirkt zuletzt doch ermüdend. Spazieren kann man nicht, ohne nicht irgendwo Gelegenheit zu nehmen, Streiche zu verüben. Ja, wirklich, die Schule ist eine süße Einrichtung. Ich beklage es keineswegs, ihr anzugehören, sondern ich beglückwünsche mich von Herzen. Alle klugen und wahrheitsliebenden Schüler müssen so oder ganz ähnlich sprechen. Vom Nutzen einer Sache sprechen zu wollen, die notwendig ist, ist überflüssig, da alles Notwendige unbedingt nützlich ist.

Höflichkeit

Nichts wäre langweiliger, als wenn man nicht höflich zueinander wäre. Die Höflichkeit ist für gesittete Menschen ein Vergnügen, und am Grad und an der Art seiner Höflichkeit erkennt man das
5 Wesen eines Menschen wie von einem Spiegel zurückgeworfen. Wie schrecklich wäre es, wenn die Menschen aneinander vorbeigingen, ohne sich zu grüßen, oder wenn man den Hut nicht abzunehmen brauchte beim Eintritt in eine Stube, oder wenn man Eltern und Lehrern den Rücken kehren dürfte, wenn sie zu einem
10 sprechen. Es wäre wahrscheinlich nicht zum Aushalten. Ohne Höflichkeit gäbe es keine Gesellschaft und ohne Gesellschaft kein Leben. Kein Zweifel: wenn nur zwei- oder dreihundert Menschen verstreut auf der Erde lebten, wäre die Höflichkeit überflüssig. Wir leben aber so eng beieinander, beinahe übereinander, daß
15 wir keinen Tag ohne die Form artigen Entgegenkommens würden auskommen können. Wie unterhaltend sind die Regeln, denen man sich, will man ein Mensch unter Menschen sein, zu unterwerfen hat! Da ist keine Vorschrift, die nicht ihren Reiz hätte. Im Reich der Höflichkeit prickelt alles von feinen zierlichen Gän-
20 gen, Straßen, Engpässen und Wendungen. Auch schauerliche Abgründe gibt es da, schauerlicher, als sie in den Hochgebirgen sind. Wie leicht, wenn man ungeschickt oder trotzig ist, kann man hineinfallen; und andererseits, wie sicher geht man auf den schmalen Wegen umher, wenn man gehörig aufmerksam ist. Freilich: Augen und Ohren und Sinne muß man auftun, sonst fällt man sicher. Ich empfinde die Höflichkeit beinahe als etwas Süßes. Ich gehe oft die Straße auf und ab nur in der Absicht, einen Bekannten von meinen Eltern anzutreffen, um ihn grüßen zu können. Ob das Lüften meines Hutes graziös ist, weiß ich wahrlich nicht.
25 Genug, wenn es mir Vergnügen macht, überhaupt zu grüßen. Reizend ist's, wenn man von erwachsenen Personen freundlich ge- grüßt wird. Wie herrlich ist es, vor einer Dame den Hut abzunehmen und von ihren Augen liebreich angeblickt zu werden.
30